

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Naturgeschichte der reißenden Thiere

Mann, Gustav

Stuttgart, 1857

25. Die Hauskatze. *Felis domestica*

[urn:nbn:de:bsz:31-108304](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-108304)

und Streifen, längs des Rückens ein dunkler Streifen; das Schwanzende zeigt zwei schwarze Ringeln, die Gliedmaßen aber schwärzliche Querstreifen. Sie bewohnt die felsigen, buschigen Gegenden Nubiens, Kordofans und Aegyptens.

25. Die Hauskatze. *Felis domestica*.

Diese stammt höchst wahrscheinlich von der vorhergehenden ab. Sie hat sich beinahe über alle Länder verbreitet, die nicht zu den kältesten, wie Lappland, Grönland u. gehören. Nicht im Stande jedoch, der rauheren Jahreszeit in den jetzt von ihr bewohnten Ländern Trost zu bieten, ist sie dadurch vielleicht hauptsächlich an den Menschen gebunden und dadurch Hausthier, daß es ihr unmöglich ist, den Winter im Freien zuzubringen. Und so macht sie denn aus der Noth eine Tugend. Es ist bekannt, daß Katzen die Wohnungen der Menschen im Frühjahr oft verlassen, um in die nahen Wälder zu ziehen; im Spätjahr jedoch, wenn sie nicht umkommen, regelmäßig wieder mit ihren indes gehegten Jungen zu den Menschen zurückkehren.

Die Hauskatzen sind die Bagabunden der Hausthiere; menschenfeindlich, diebisch, freiheitsliebend, und die Einsamkeit allem vorziehend, huschen sie scheu über die belebten Straßen der Städte, so daß es den Anschein hat, irgend ein Waldthier, dem es unheimlich in der ihm unbekanntem Gegend wird, habe sich hieher verirrt. Sie treiben hauptsächlich ihr Wesen auf den Dächern der Häuser oder in Schlupfwinkeln, Böden, Kammern u. dgl., um nur von Menschen ungesehen zu seyn. In der Nähe der Menschen halten sie sich nur deshalb auf, um der Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse gewiß zu seyn; für deren Empfang erweisen sie aber dem Menschen keinen Dank, sondern sie entziehen sich den etwaigen Ansprüchen auf einen solchen durch List oder Gewalt.

Tausende von Generationen dieser Thiere sind, seit sie der Mensch gewaltsam aus ihrer Heimath herausgerissen und auf fremden Boden verpflanzt hat, untergegangen, allein die jetzt lebenden sind dem Menschen, in dessen Nähe sie durch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch gelebt haben, um nichts näher gerückt als ihre Stammeltern, die als Fremdlinge unsere Gegenden betraten. Die eiserne, alles überwältigende Zeit und die einschläfernde Gewohnheit sind an dem festen, bestimmten Charakter dieses kleinen Raubthieres ohne Einwirkung vorüber gegangen: gegen die Eindrücke beider Momente ist es unempfindlich geblieben. Eine solche Beharrlichkeit und Festigkeit ist wunderbar und gibt ein unwiderlegliches

Zeugniß davon, daß weder Zeit noch Verhältnisse den Charakter eines Raubthieres zu verändern im Stande sind.

Es ist ein merkwürdiger und bezeichnender Unterschied zwischen den wirklichen Hausthieren und den gezähmten Raubthieren. Das Pferd, der Hund, das Schaaf u., alle sind für die Pflege, die der Mensch ihnen schenkt, erkenntlich. Das Pferd läßt sich willig vor den schweren Wagen spannen und von einem Knaben leiten; der Hund erträgt mit philosophischer Geduld die Neckereien der Kinder seines Herrn: alle zeigen sich erkenntlich. Den Raubthieren aber, hier den Katzen, ist das Gefühl der Dankbarkeit völlig fremd: sie lassen sich pflegen, hätscheln und, wenn sie krank sind, abwarten, kurz sie nehmen alles an ohne ein Zeichen von Erkenntlichkeit. Dieses Annehmen ist aber ihre ganze Zähmung; sie nehmen wohl, aber sie geben nichts dafür; der Sinn für Dankbarkeit geht diesen Thieren gänzlich ab. Es kann aber auch dieses Gefühl in einem Thiere gar nicht vorhanden seyn, das der Schöpfer angewiesen hat, sein Leben durch den Tod seiner Mitgeschöpfe zu unterhalten.

Sonderbarerweise läßt aber der Mensch keinem andern Thiere eine aufmerksamere, zärtlichere Pflege angedeihen, als in vielen Fällen der Hauskatze gewidmet wird. Der Hund, der für jeden freundlichen Blick dankbar ist, erfährt oft Mißhandlungen, denen eine Katze nie ausgesetzt ist. Man spricht der Hauskatze theilweise höhere geistige Anlagen ab, indes gewiß mit Unrecht, wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie nicht erkenntlich ist; man müßte aber alsdann folgerecht allen Raubthieren dieselben absprechen, und doch müssen naturgemäß gerade die Raubthiere eine höhere geistige Entwicklung in sich tragen als die übrigen Thiere.

Die Katze ist ein schlaues, kluges Thier; alle ihre Bewegungen sind die verkörperte Vorsicht und Berechnung; sie stellt ihre Diebereien mit Schlaueit und Bedacht an; sie stiehlt der Hausfrau den Braten aus der über dem Feuer prasselnden Pfanne, indem sie geduldig den Moment abpaßt, der zu solch kritischem Geschäft geeignet ist. Der Hund, der seinen Herrn in den Gasthof begleiten darf, geht offen in die Küche und spricht der nächsten besten Schüssel mit Fleischspeisen mit nimmersatter Gefräßigkeit zu und läßt sich alsdann heulend durchprügeln.

Die Katze ist das Miniaturbild des Tigers; sie hat denselben runden Kopf mit der fleischigen, kurz angelegten Schnauze und den reichlichen langen Schnurren, ebenso den flach gedrückten Leib mit dem beweglichen Schwanz und den spürenden Gang, so wie auch die gleiche Temperamentsanlage, ist aber auch eigentlich unzähmbar, ungesellig und furchtsam.

Die Physiognomie der Katze zeigt etwas Scheues, Ungeselliges, aber auch etwas Weiches und Zierliches und bei jungen Katzen etwas Schel-

misches, wenn sie possierlich spielend bald ihr Spielzeug von sich stoßen und es mit den lebhaften klugen Augen verfolgen, bald mit schleichendem Gange und gekrümmtem Rücken sich ihm wieder nähern, um im lächerlichen ungeübten Sprunge den Gegenstand wieder zu erfassen und sich mit demselben auf dem Boden wälzen, immer wieder das Spiel von neuem beginnend.

Die Hauskazen haben etwas Weiches, Elegantes in ihren Formen, was man namentlich häufig an schwarzen Kazen bemerkt. Sie zeigen eine ungemeine Geschicklichkeit und Behendigkeit im Klettern, und verleugnen dieselbe selbst beim Falle nicht, indem sie stets auf die Füße zu stehen kommen. Schwimmen liegt nicht in ihrem Naturell, überhaupt scheuen sie das Wasser, obgleich sie ausnehmend reinlich sind.

Da das Aeußere der Kazen hinreichend bekannt ist, so führen wir bloß die Varietäten an. Es sind folgende: 1. vulgaris, die Cyperkaze, 2. hispanica, die spanische Kaze, 3. coerulea, die Karthäuser-Kaze, 4. angorensis, die Angora-Kaze, 5. indica, die indische Kaze, 6. paraguensis, Kaze im Innern von Paraguay.

Der Pelz, der im Allgemeinen mit kurzen Haaren bekleidet ist, wird bei der Angora-Kaze lang und seidenartig, weiß, gelblich oder grau, bei der Karthäuser Kaze wollig und blaulich-grau. Bei der spanischen zeichnet sich der Pelz durch schöne hochgelbe Färbung mit schwarzen Flecken aus. Die indische Kaze, die auf Madagaskar ist, hat einen knotigen Schwanz. Die von Paraguay ist dünner behaart mit beinahe nacktem Schwanz.

Dieses sind Varietäten, die durch geographische und klimatische Verhältnisse bedingt sind. Eigentliche Spielarten, wie sie bei Hunden, Pferden u. zu Hunderten vorkommen, finden sich bei der Hauskaze nicht, sie bleibt sich in Größe, Lebensart, anatomischen Verhältnissen absolut gleich; während z. B. der kleinste Hund noch nicht einmal so viel wiegt als der Kopf eines großen. Es zeigt sich also auch bei ihr, wie beim Tiger, daß ein unschmiegsames Naturell auch keine Aenderungen im Körper duldet.

Die Kaze geht am liebsten in der Abenddämmerung und des Morgens auf den Raub aus. Auf dem Lande geht sie in Wald und Feld und jagt Geflügel aller Art, junge Hasen und kleine Säugethiere, in den Häusern und Scheunen aber Mäuse und Ratten. In der Stadt stellt sie Sperlingen und andern kleinen Vögeln, die in den Häusern und Gärten nisten, so wie ebenfalls den Mäusen und Ratten nach, stiehlt aber auch Milch, Butter, Speck, Fleisch u. dgl., je nachdem sie solcher Gegenstände habhaft werden kann.

Die Käzin ist 8—9 Wochen trächtig und wirft des Jahres zweimal 4—8 blinde Junge. — Ihr Alter bringen die Kazen auf 18 Jahre.